

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 34 (1930-1931)

Heft: 20

Artikel: Honolulu, die zivilisierte Südsee

Autor: Herrlich, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671846>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

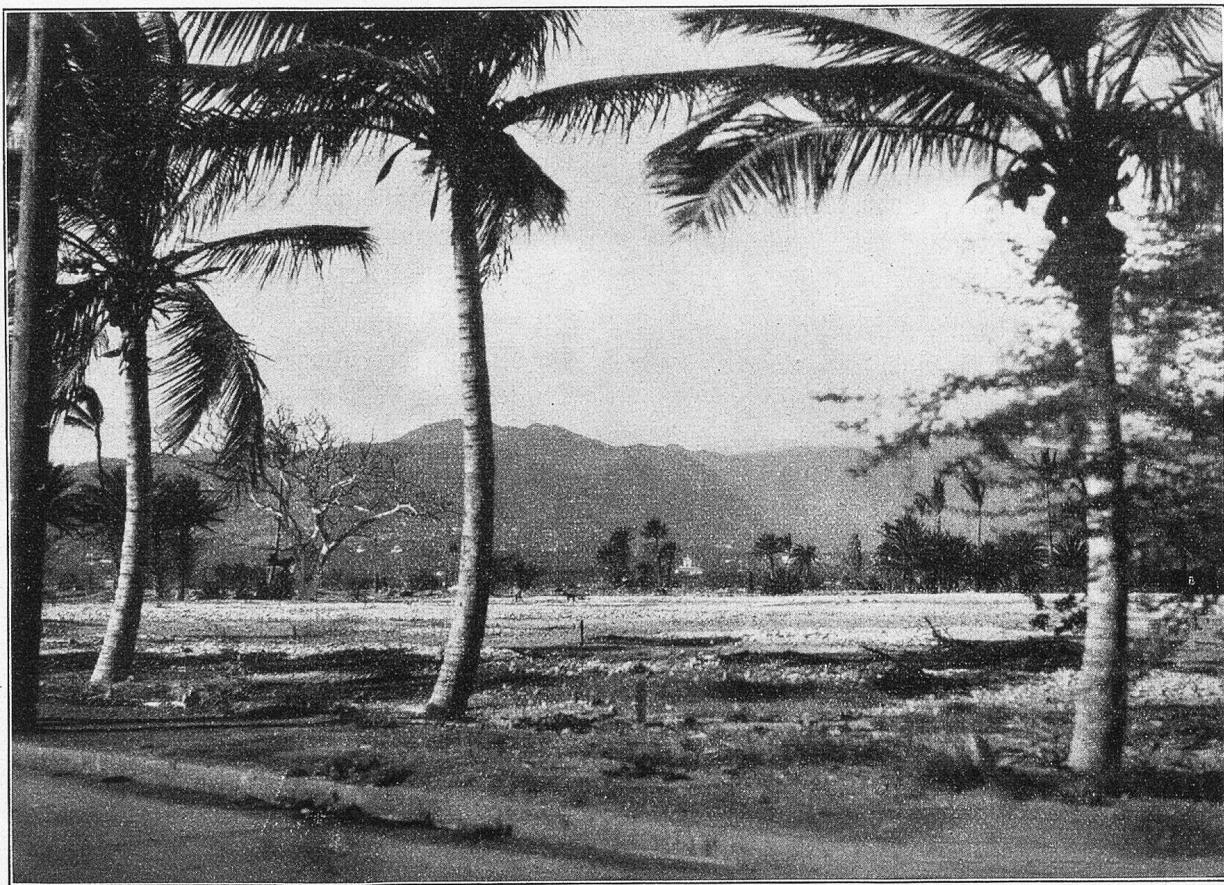
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Honolulu von der Waikiki Beach aus.

Phot. Dr. Al. Herrlich, München.

Honolulu, die zivilisierte Südsee.

Von Dr. Albert Herrlich.

Thos. Cook und Son dirigiert uns nach Honolulu. Alleinreisen ist ein in Amerika unverstandner Luxus und muß dementsprechend teuer bezahlt werden. Wir schließen uns darum an, nehmen das Rundreise-ticket, „including Steamer, Auto, Hotel, Guide“ und fügen uns der Schablone. In San Francisco drückt uns der Manager noch bunte Prospekte der „Enchanted Isles of Perpetual Spring“ der „Märcheninseln des ewigen Frühlings“ in die Hand; und bunte Bilder von Palmen, Meeresbrandung, Eingeborenen, Blumen und Früchten bringen uns erneut zum Bewußtsein, daß wir in das Paradies der Erde, in die Südsee fahren.

Fünf Tage stampft das Schiff durch den stillen Ozean. Was uns Europäern so schrecklich, ja widerlich erscheint, nämlich Zwang zur Gesellschaft, die Masse an sich, was wir eben nur als notwendiges Übel hinnehmen, ist dem reisenden Amerikaner Bedürfnis. So begegnen wir diesen Reisetrupps in allen Ländern, in allen Meeren. Jemand ein „Cook“ hat sie

fortgeschickt, er empfängt sie, er führt sie. Ihnen haben sie sich anvertraut, er denkt für sie. Auch unsere Reise, auch unser Dampfer ist der Rahmen für eine solche Gesellschaft. Fast durchweg Amerikaner, bilden sie bald eine einheitliche Masse Menschen. Stereotyp das „keep smiling“ der Gesichter, das tägliche „how do you feel to day“; das einzelne Individuum ist nicht mehr erkennbar, ist nur mehr eine Ausdrucksform der allgemeinen Psyche. Ob wir eben mit Mr. Brown aus Ohio uns über das Wetter unterhalten haben oder uns jetzt mit Mr. und Mrs. Smith aus Philadelphia zum Skat setzen, es erscheint lediglich als eine Änderung der Unterhaltungsart. So verschiedenartig die soziale Stellung des einzelnen zu Hause sein mag, der Kaufmann, der auf Erholung geht, der Offizier, der seinen Urlaub verbringt, der kleine Beamte, der mit mühsam ersparten Groschen die Reise seines Lebens macht; hier am Schiff ist das nicht mehr erkennbar, hier bilden sie nur einen Typus. Sorgen, die wir oft so reichlich

noch mitschleppen, Gedanken und Probleme, ohne die wir nicht auskommen können, kennt der Durchschnittsamerikaner auf Reisen nicht. Er will sehen, und zwar das Reichste, das Höchste, das Schönste, „the biggest in the world“. Er will genießen und genießt gemeinschaftlich das Essen, das Trinken, das Spielen, Tanzen, Flirten, den knalligen Sonnenuntergang oder den schnell arrangierten Boxmatch.

In die Frühe des fünften Tages blinkt das Leuchtfeuer von Makapuu Point, der Westspitze von Oahu. Kleine Koralleninselchen tauchen auf, schwarz zeichnen sich die Palmenkronen gegen den silbernen Dunst des Morgens. Diamond Head springt vor, der Gibraltarfelsen der Südsee. Dann geht es, während leuchtend die Gloriole der Sonne durch den Nebel dringt, längs der herrlichen Waikiki Beach in den Hafen von Honolulu.

Keine Stadt der Welt empfängt so freundlich, oder — keine Fremdenindustrie arbeitet so gut. Dunkelhäutige sehnige Hawaiianer schwimmen uns in Scharen entgegen, klettern an Bord und springen und tauchen nach den hinabgeworfenen Silberstücken. Eine buntfarbene Menschenmenge erwartet uns im Hafen. Lieder-

hänge, sehnsüchtige Hawaiian-Songs zur Ukulele-gitarre ertönen — Winken, Lachen, Händeklatschen, Blumen und Tausende von Papier-schlangen werden uns zugeworfen, während wir langsam an der Pier festmachen.

Honolulu, auf der Insel Oahu gelegen, ist der Zentralpunkt des Hawaiianischen Archipels. Exporthafen für Zucker, Wolle, Reis, Kaffee und andere Produkte des überaus ertragreichen Hinterlandes, ist es vollkommener Importhafen einer rührigen amerikanischen Industrie. In den Straßen drängt sich die Farbenpracht des Orients. Chinesen und Japaner dominieren, doch auch Hindus, Filipinos, Mexikaner mischen sich mit den geringen Resten der eingeborenen Bevölkerung. Trotz dieser Buntheit liegt über dem Ganzen doch nicht der Zauber des Fremdartigen, den uns eine Stadt in Indien oder China zu bieten vermag. Wir empfinden hier nicht die Sehnsucht, fremder Art und fremdem Wesen nachzuspüren, wir haben vor allem nicht die unbewußte Achtung, die man vor Trägern anderer Religionen und Kulturen oft empfindet. Wir fühlen es aber auch: hier ist keine Religion, hier ist keine Kultur, hier ist Amerika. Das ist kein Hawaiianer, der



Reisfelder bei Honolulu.

Phot. Dr. Alb. Herrlich, München.



Am Strand von Hawaï.

Phot. Dr. Alb. Herrlich, München.

uns im Auto führt, das ist kein Chines, bei dem wir Seide kaufen, das ist kein Japaner, der uns im Hotel bedient; das sind freie amerikanische Bürger, die sich voll Stolz zu dem „zivilisiertesten Land der Erde“ bekennen und mit dem übereifer aller Nachäffer ihre Einbildung zur Schau tragen.

Honolulu ist berückend schön. Wir wissen vom ewig blauen Himmel, schlanken Königspalmen am träumerischen Ufer des Ozeans, Kreuz des Südens in sternenhellen Nächten und wehren uns wie gegen Mondscheinromantik am Rhein. Wir fahren durch eine blühende Landschaft. Die Straße führt uns in die Schatten der Palmenwälder, durch sonnige Ananasplantagen, steigt an ins Gebirge, vorbei an romantischen Schluchten und Wasserfällen und fällt wieder hinab zum leuchtenden Meeresstrand. Wir sehen wunderbare Parks voll Kokospalmen, Mango- und Bananenbäumen und riesengroßen exotischen Blumen; träumerische Bungalows, die Landhäuser der Tropen, liegen versteckt inmitten eines Farbenrausches von Hibiskus- und Crotonblüten.

Waikiki Beach. Wir baden am herrlichsten Badestrand der Welt. Diamond Head, der erloschene Vulkan, liegt breit vor dem östlichen Zugang zur Bucht. Von hier aus rollen die schweren Brecher des Ozeans in breiten gleichmäßigen Zügen gegen den Strand. Von hier aus beginnt das entzückendste Badespiel, das „surf-riding“, das Wellenreiten. Das schwere breite Gleitbrett, schwimmend bis hierher gebracht, wird gegen die anrollende Welle gedrückt, ein geschickter Sprung auf das Brett, und in saufender Fahrt geht es mit der Welle an das Land — oder, wie bei uns Neulingen, nach einigen Metern wieder in das Wasser.

Noch ist unser „Sightseeing“ nicht zu Ende. Wir besichtigen Zuckerrohr-, Kaffeeplantagen, wir besuchen das Vulkangebiet. Tadellose Autostraßen durchziehen die Insel nach allen Richtungen, und Tag um Tag bringen die großen Fremdenomnibusse einen neuen Schwarm von Besuchern nach den Hauptanziehungspunkten. Wo man unterwegs zu knipsen pflegt, ein schöner Aussichtspunkt lockt, sind „Kodak Sports“ errichtet, etwas erhöhte Holzplattformen

mit Antritt. Berge von Filmabrisse beweisen die Frequenz. Um die zur Südsee nun mal gehörigen „Wilden“ zu sehen, machen wir einen Abstecher zu den einzigen noch vorhandenen alten Grashäusern der Eingeborenen. Sie sind enttäuschend nüchtern trotz der schönen Drapierung mit Waffen und Kriegsschmuck. Würdevolle, natürlich bezahlte Hawaianer im malerischen Nationalkostüm halten davor Wache und sind — gegen gutes Trinkgeld — das erste Opfer der anstürmenden Photographen. Ob nun die hawaianische Bevölkerung in dieser Beschäftigung oder sonstwo sich betätigt, meist haben die Eingeborenen ihr gutes Auskommen, werden sie doch von der Fremdenindustrie als eine Art lebendes Panoptikum unterhalten.

„Hawai ist das Land der Palmen und Blumen, der exotischen Früchte, des Ultramarinblaus der See und des Himmels, doch wohl versorgt mit komfortablen Hotels, täglichen Zeitungen, Radio, Golfplätzen und Kinos“. „A Paradise with American plumping“, ein Paradies mit amerikanischer Badeeinrichtung. So verkündet unser Reiseprospekt in fetten Lettern als höchstes Lob. Die Millionärsfamilien aus allen Ländern, die die Prachtbauten des Moana Hotels, des Royal Hawaiian Hotels, das Jahr über füllen, die Prominentesten der Film-

schauspieler, die hier ihre Ferien verbringen, die Weltenbummler, eleganten Liebespaare: die Mondänsten des Rivierapublikums, sie beweisen und bestätigen dies.

Uns weniger mit Reichtümern gesegneten und vielleicht darum einfacheren Menschen genügt jedoch der kurze Besuch vollaus, um kein Verlangen mehr nach diesem „Paradies“ zu haben. Vielleicht auch, weil wir nicht einfach — besser — gedankenlos genug sind, behagt es uns hier nicht. Sicher ist der Himmel nicht weniger strahlend blau, singt die Brandung dasselbe zärtliche Lied, ob wir hier auf einer einsamen verwunschenen Koralleninsel wären oder jetzt auf der Hotelterrasse beim Fünf-Uhr-Tee sitzen. Und doch zieht es uns nach diesem Eiland, fühlen wir uns dort naturnäher. Man kann Natur genießen wie ein gutes Essen, vom Hotelfenster aus, sich im Fremdenomnibus sie vorführen lassen wie im Kino. Ihre wahre Schönheit zu empfinden, muß man schon Entdeckerwege gehen, einsam und wohl etwas mit der ehrfürchtigen Liebe, die der moderne materialistische Mensch nicht mehr aufzubringen vermag. Schwärme moderner Reisegenießer ziehen alljährlich über die Erde, im Luxusdampfer, mit allem Komfort. Sie sind mit Wegbereiter unserer modernen „Errungenschaften“, der Zivilisa-



Honolulu. Surf-riding, Wellenreiten in der Waikiki-Bucht.

Phot. Dr. Alb. Herrlich, München.



Bettler in den Tempelanlagen von Kioto.

Phot. Dr. A. Herrlich, München.

tion und des Fortschritts. Schon kann man bei Coof sein Ticket kaufen für eine garantiert bequeme Elephantenjagd im Innersten Afrikas, eine Tigerjagd in den Dschungeln Indiens oder einen Besuch bei den Menschenfressern auf Sumatra. Bald wird es auch dafür billige Rund-

reisebillete geben, „Sightseeings“ mit dem Fremdenomnibus, und wir erschauern bei dem Gedanken, wenn wohl der letzte traumverlorene Winkel unserer schönen Erde einer genüß- und rekordsüchtigen Menschenmenge zum Opfer gefallen sein wird.

Ruhige See.

Heut' schimmert glatt und weich,
Blaßblauer Seide gleich,
Die weite See im Mittagssonnenglaß.
Schaumlos die Wellen geh'n.
Kein Segel ist zu seh'n!
Kein Wimpel flattert windbewegt am Masten.

Ich träume tief und gut:
Mir naht auf blauer Flut,
Von sieben wilden Schwänen stumm begleitet,
Ein Mädchen schlank und hold;
Ihr Haar gesponnen' Gold —
Ich steh' verzückt, die Arme ausgebreitet...

Da wach' ich auf — allein...
Du Bild voll Rätselschein,
Was narrst du mich, daß ich in Sehnsucht leide?
Horch, überm Meer ein Sang!
Ich staun' und lausche lang —
Weit glänzt das Meer wie silberblaue Seide...

Heinrich Anacker.